

Rainer Paris

Die neuen Gesichter der Jugend*

Zusammenfassung: Die Grundthese ist, daß die biographische Selbstverortung heutiger Jugendlicher wesentlich auf einschneidende Veränderungen dreier Relevanzsysteme reagiert: (1) die nach wie vor kaum prognostizierbaren Wandlungen und Risiken des Beschäftigungssystems, (2) die zerfallenden Strukturen traditioneller Familien- und Paarbeziehungen und (3) die ständige Verschiebung symbolischer Artikulationsfronten sowohl in der dominanten Kultur der Erwachsenen als auch zwischen den Subkulturen der Jugendlichen. Als Trend schält sich heraus, daß die Kumulationen der Ungewißheit einerseits pragmatische und »konventionelle« Orientierungen begünstigen und daß andererseits auch bei skeptisch-oppositionellen Jugendlichen die Kontrastfolie vorangegangener Protestgenerationen den Nimbus der Radikalität verblassen läßt.

1. Das rasche Veralten der Jugendstudien

Soziologische Forschung hat, auch und gerade dann, wenn sie sich dem Aufklärungsanspruch der Disziplin verpflichtet weiß, ein zutiefst zwiespältiges Verhältnis zur Aktualität. Einerseits werfen ökonomische und soziale Krisenerscheinungen, Desintegrationstendenzen oder abrupt auftretende Protestbewegungen stets eine Vielzahl offener Fragen und Deutungsprobleme auf, sie erzeugen einen Bedarf an Gesellschaftsdiagnose, der nicht zuletzt den Strom knapper Forschungsmittel kanalisiert. Andererseits verlangen Auftraggeber und Öffentlichkeit einen Typus von Deutungen, der ihren unmittelbaren Handlungs- und Orientierungsproblemen gerecht wird, sich in ihre Realitätskonstruktionen einfügt und den fachlichen Relevanzen kognitiver Differenzierung und Validität nicht selten entgegensteht. Kurz, die sozialen Probleme drängen, solide Forschung aber braucht Unbefangenheit und Zeit. Das Publikum will einfache Antworten, die der Soziologe schuldig bleiben muß; die Großen des Fachs sind diejenigen, die eine nicht-simplifizierende Einfachheit praktizieren.

Die Entwicklung der Jugendsoziologie in den siebziger und achtziger Jahren ist ein Paradebeispiel für dieses Dilemma. Kaum eine soziologische Teildisziplin hat in dieser Zeit so viel öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen – und sich dabei nicht

* Dem Aufsatz liegt ein Vortrag zugrunde, den ich im Oktober 1986 auf einer Tagung des Deutschen Zentrums für Altersfragen in Oer-Erkenschwick gehalten habe (vgl. DZA [Hrsg.]: Die ergraute Gesellschaft, Berlin 1987, S. 406 ff.). Die vorliegende Fassung wurde in einigen Argumentationslinien erweitert und aktualisiert.

selten so gründlich blamiert. Angesichts der allgemeinen administrativen und pädagogischen Hilflosigkeit gegenüber veränderten Einstellungen und Verhaltensweisen Jugendlicher offerierte die Jugendsoziologie griffige und eingängige Globalthesen, die aber, so scheint es, durch die jeweils nachfolgenden Jugendgenerationen sofort wieder relativiert wurden. Dem vermeintlich entpolitisierten »narzißtischen Sozialisationstyp« der siebziger Jahre folgte der Radikalisierungs- und Politisierungsschub zu Beginn der achtziger; die daraufhin favorisierte Hypothese eines generellen »Wertwandels«, der verstärkten Hinwendung zu postmaterialistischen Werten, falsifizierte zumindest ein Teil der Jugendlichen mit exzessiven Konsum- und Karriereambitionen. Immer deutlicher trat hervor, daß von »der« Jugend ohnehin keine Rede sein kann, daß Spaltungen der Gesellschaft sich auch und gerade in den Lebensentwürfen der Jugendlichen reproduzieren. Aber auch die polaren Bilder von Yuppiefizierung auf der einen, »No-Future«-Haltungen auf der anderen Seite, die die jugendpolitischen Diskussionen der letzten Jahre geprägt haben, wirken gegenüber der skeptischen Nüchternheit und verträumten Anpassungsbereitschaft heutiger Jugendlicher seltsam passé. Gewiß wäre es verkürzt, aus diesen Entwicklungen und der damit verbundenen Problematisierung allgemeiner Deutungsraster¹ nun umgekehrt auf eine grundsätzliche diagnostische Inkompetenz und Hinfälligkeit der Einzelanalysen zu schließen, aber es muß schon zu denken geben, wenn sich die außerordentlich aufwendigen jugendsoziologischen Untersuchungen dieser Zeit, etwa die SHELL-Studie von 1981, heute über weite Strecken wie Makulatur lesen.

Der Jugendforschung erging es also mit der Jugend wie dem Hasen mit dem Igel: kaum gestartet war ihr Gegenstand immer schon woanders. Dieser Sachverhalt hat zwei systematische Aspekte. Zum einen scheint mir das rasche Veralten der Ergebnisse zumindest dort, wo man sich methodisch mit der qualitativen Reproduktion der Selbstdeutungen der Jugendlichen zufriedengab, keineswegs so verwunderlich, wie es auf den ersten Blick aussieht: Es ist ja gerade das Vorrecht der Jugend und ein wesentliches Kennzeichen der ausgedehnten Adoleszenz, daß sie es erlaubt, mit manchmal sehr unterschiedlichen Lebenshaltungen, subkulturellen Orientierungen und Einstellungen zu *experimentieren*, sie nur vorläufig und probeweise zu übernehmen, ohne sich dabei den biographischen Konsistenzanforderungen zu fügen, die an eine stabile Erwachsenenidentität zu stellen sind. Jugendliche ändern oft abrupt ihre Meinungen und Einstellungen, und das ist durchaus normal. Vor allem aber, und das ist der zweite Punkt, rücken stets neue Generationen nach, die in veränderte Beziehungen hineinwachsen und die sich die symbolischen Optionen, mit denen sie sich kulturell gegenüber der Erwachsenenwelt behaupten wollen, immer auch gegen die älteren Jugendlichen der vorangegangenen Generation erstreiten müssen. Jugendliche grenzen sich als ein *bestimmter Typus* von Jugendlichen nicht nur gegenüber den Erwachsenen und der durch sie repräsentierten Kultur, sondern auch gegenüber ihren älteren Vorgängern und konkurrierenden Gruppen von Gleichaltrigen ab, sie entwickeln ein eigenes kulturelles Gruppenprofil auf der Kontrastfolie anderer Konzepte und Vorstellungen von »Jugend«, durch die sie sich eingeengt und bevormundet fühlen. Die schnelle Antiquiertheit der Jugendstudien ist somit ein Reflex der beschleunigten

nigten kulturellen Entwicklungsdynamik ihres Gegenstandes selbst: sie veralten mit dem Älterwerden der Jugendlichen und den veränderten symbolischen Artikulationsfronten nachwachsender Jugendgenerationen.

2. »Phasendenken« und Jetztbezug

Allerdings scheint eine *Phasendeutung* der eigenen Biographie für heutige Jugendliche attraktiver und akzeptabler zu sein als in den sechziger und siebziger Jahren. Jugendliche sind heute eher bereit, ihren aktuellen Einstellungen und propagierten Lebensentwürfen auch selber eine gewisse Vorläufigkeit und Revisionsfähigkeit zu attestieren, sie wollen auf das, was sie heute sagen, morgen nicht mehr festgenagelt werden können. Ja sie sagen das, was sie sagen, bereits heute unter dem Vorbehalt, daß es sie morgen möglicherweise nicht mehr interessiere. Beobachtbar ist ein Vorweg-Einkalkulieren biographischer Brüche und Zäsuren, eine Haltung, die es einerseits ablehnt, sich selbst zum Gefangenen einer – auch politischen – »Konsequenz«-Rhetorik zu machen, und die zum anderen die Bedeutung von Alterstypisierungen und sozial normierten Statuspassagen auch in der Selbstwahrnehmung wieder stärker akzentuiert.

Auf einer fünfstündigen Autofahrt erzählte mir ein zweiundzwanzigjähriger Medizin-Student, wie er vor einem halben Jahr aus der Berliner »Autonomen«-Szene ausgestiegen sei²: Er sei etwa gut zwei Jahre dabei gewesen, habe alles mitgemacht natürlich, in einem besetzten Haus gewohnt und den Winterfeldplatz verteidigt, nur schwarze Lederklamotten getragen, mit Ketten, ausgepolsterten Schultern usw. »Und das hat einfach Spaß gemacht, wenn wir losgezogen sind und die Bullen haben einen nicht abgreifen können, weil wir die ausgetrickst haben. Klar, daß das irgendwo auch Rituale waren, das weiß man doch, aber das macht ja nichts.« Das Leben in der Szene »hat einfach ne Menge Spaß gebracht, das würd ich immer wieder machen. Aber irgendwann denkst du dir dann doch, daß das nicht immer so weitergeht. Ich mein, gut, manche bleiben da hängen, weil die einfach keine Wahl haben, und das sind auch deine Freunde, mit denen du alles machst. Aber mir ist es dann doch irgendwie so vorgekommen, daß das so nicht weitergeht, nicht auf Dauer. Na ja, und da hab ich eben gedacht, jetzt machst du richtig ein Studium, beworben hatte ich mich ja, und wie ich jetzt die Zusage hatte von Göttingen, da hab ich das eben gemacht. Und häng mich da jetzt auch rein, macht mir auch Spaß. Ich mein, ich pendel ja auch jetzt noch immer hin und her, und die kennen mich ja und ich wohn da auch, aber das ist jetzt schon anders, irgendwie ist das doch ne Phase, die irgendwann vorbei ist.« Ob er sich denn plötzlich entschlossen habe? »Nein, irgendwie ist das immer schon klar gewesen. Nicht, daß man immer schon drauf gewartet hätte, da den Absprung zu machen, ich war da schon voll dabei. Aber irgendwann wiederholt es sich eben und du wirst ja auch älter und dann will man eben was anderes machen.«

Wie denn die anderen auf seine Entscheidung reagiert hätten? »Eigentlich ganz gut, hat mich selbst überrascht. Ich mein, klar, einige sagen auch, ich hätte die Seite gewechselt und bin zu den Schweinen übergelaufen. Aber die meisten sehen das nicht so, die finden das irgendwie ganz okay, daß das meine Entscheidung ist, und die ham ja auch selbst das Gefühl, daß das kein Zwang ist, immer so weiter zu machen. Ich mein, ich bin ja der gleiche geblieben, nur daß ich jetzt eben was anderes mache und auch anders lebe, klar, aber das ist bei denen genauso, daß das okay ist, wenn man immer mal wieder was anderes macht. Das sind immer noch meine Freunde, die meisten jedenfalls.«

Charakteristisch für diese Haltung ist eine spezifische Verbindung, eine Überlagerung und Entkopplung von biographischem »Realismus« und subkultureller Selbstverortung. Der – auch in der Gruppe gestützte – Kult der Mobilität richtet keine

rigiden Legitimierungszwänge auf. Die sozialen und persönlichen Kosten einer auf Dauer gestellten Außenseiterexistenz sind zunehmend bewußt, ja man hat sie gerade bei denjenigen als warnendes Beispiel vor Augen, die ihr Leben und ihren Alltag allzu strikt an ideologischen Selbstbildern und ihrer eigenen Propaganda ausgerichtet haben. Auch als Radikaler ist man heute weniger radikal und geht insgeheim davon aus, daß man länger lebt als das, was einen gerade überzeugt (vgl. Luhmann 1987, S. 545). Entsprechend fällt es leichter, die aktuellen Bindungen als Ergebnisse temporärer und damit eben auch revidierbarer *Wahl* zu interpretieren und so die Konstruktionszwänge personaler Identität durch eine Separierung biographischer »Phasen« zu lockern.

Das grundsätzliche Risiko eines solchen Lebenskonzepts ist freilich offensichtlich: Wenn Überzeugtheit als soziale Falle, als Selbstblockierung von Lebenschancen erscheint, die man sich gerne offenhalten will, ist die Gefahr groß, sich in immer nur vorläufigen Lebensentwürfen und Ad-hoc-Orientierungen zu verzetteln und zu einer dauerhaften Konturierung der eigenen Persönlichkeit und des Selbst gar nicht mehr zu gelangen. Man entscheidet sich, orientiert sich um, läßt sich in etwas hineinziehen, steigt aus oder ein. Die Identität fasert aus oder wird gar nicht erst aufgebaut, sie findet keine organisierenden Zentren, an denen sie sich aufrichten könnte. Dabei ist es oftmals gerade die krampfhaft *Suche* nach Identität, das ständige Fragen nach dem, was man »eigentlich« will, was eine Entwicklung eben dieses Wollens blockiert. Das Paradigma der Selbstverwirklichung ist eine Methode zu ihrer Verhinderung: Es unterstellt das Leben als ein jederzeit neu zu beginnendes Spiel und beraubt die Individuen zugleich ihrer Möglichkeiten, die Spiele des Lebens *zu spielen*. Wo es immer schon um »Selbstverwirklichung« geht, kann es keine Unbefangenheit mehr geben.

Zur Phaseninterpretation der Biographie steht der *Jetztbezug* des Handelns durchaus nicht im Widerspruch. Die Intensität des Erlebens erlaubt im Gegenteil sowohl die Trivialisierung der Zäsuren als auch ein Verdrängen des Verfransens. Wenn einem das, woran man sich halten könnte, unter den Händen zerrinnt, kann man sich immer noch selbst überwältigen. Und auch dort, wo die Selbstfestlegung und -disziplinierung gelingt, verschafft der Rausch kurzzeitig willkommene Entlastung. Die *Spaßkultur* heutiger Jugendlicher hat eben dieses Doppelgesicht von fröhlicher Anpassung und versteckter Verzweiflung. Sie ist keineswegs eine Sphäre legerer Souveränität und Spontaneität, kein bunter Jahrmarkt der Eitelkeiten, sondern eine harte Konkurrenz von Sinnprovinzen, ein ständiger Kampf um die kulturelle Definitionsmacht von Spaß und Vergnügen.

Natürlich läuft der Versuch einer Sinnstiftung durch Spaß³ stets Gefahr, den Charakter einer endlosen Kette von »Sei spontan!«-Paradoxien anzunehmen. Wenn Spaß unmittelbar als Zweck gewollt wird, verflüchtigt er sich. Wir tun etwas, das uns Spaß macht – oder auch nicht. Der Spaß gesellt sich uns zu, ist gewissermaßen ein Beiprodukt unseres Tuns. Eben diesen Begleitcharakter löst die instrumentelle Vergnügungsjagd auf. Dabei nutzen die Jugendlichen freilich nur, was ihnen eine expandierende Freizeitindustrie abgekoppelt von früheren Alters- und Statusrestriktionen als Konsumchancen offeriert: In den letzten beiden Jahrzehnten sind ehemals erwach-

senenspezifische Vergnügungen deutlich näher an die Kindheit herangerückt, der Zugang zu solchen Genüssen hat aufgehört, ein Erwachsenenprivileg zu sein. Entsprechend definieren die Jugendlichen ihre Jugend nicht länger als ein Übergangsstadium, das sie möglichst rasch hinter sich bringen wollen, sondern umgekehrt als ein Reservat von Erwachsenenvergnügungen ohne Erwachsenenpflichten, das sie so spät wie möglich verlassen wollen. Jugend ist heute immer weniger ein Noch-nicht, ja sie wird manchmal bereits frühzeitig als ein Nicht-mehr, als schmerzlicher Verlust jüngerer Jugendlichkeit erlebt. Schon den Jugendlichen selbst erscheint ihre Jugend als knappe, rasch abschmelzende Ressource. Daher der Kult einer kindlichen Unbekümmertheit, die Freude am Albern, das Genießen der Unmündigkeit. Gleichzeitig mit der Vorwegnahme sozialen Erwachsenenseins gibt es eine Verkündung der Jugend.⁴ Die Zwänge des alterstypischen und kulturellen Vergleichs werden mit der Vielfalt der angebotenen Handlungsoptionen und Deutungsfolien eher verstärkt als abgeschwächt.

3. Subkulturstile: Polarisierung und Entpolarisierung

Das theoretische Modell, das der bisherigen Argumentation zugrundeliegt und darin implizit eingegangen ist, ist das *Konzept der »dreifachen Artikulation«* von Jugendkulturen, wie es im Rahmen der englischen Subkulturforschung im Umkreis des Birminghamer *Center for Contemporary Cultural Studies* (CCCS) entwickelt worden ist (vgl. Clarke u.a. 1979). Die symbolischen Konjunkturen der Entstehung, Verbreitung und des Niedergangs verschiedener subkultureller Jugendstile (Mods, Rocker u.a.) wurden dort unter der Grundannahme analysiert, daß die »subversive« Bedeutung der Handlungen und Äußerungen dieser Jugendlichen immer schon zugleich vor dem Hintergrund dreier typischer Artikulationsfronten gelesen werden muß:

- (1) der Opposition zur dominanten Kultur der etablierten Erwachsenenwelt und gesellschaftlichen Institutionen,
- (2) der generationsspezifischen Abgrenzung von der Stammkultur (Klassenkultur) des eigenen Elternhauses und Herkunftsmilieus und
- (3) der kulturellen Auseinandersetzung innerhalb der eigenen Jugendgeneration, also der symbolischen Selbstbehauptung gegenüber anderen Subkulturen der gleichen Stammkultur wie auch gegenüber anderen Jugendkulturen mit anderem Klassenhintergrund.

In diesen komplexen Bezügen erlaubt der *bricolage*-Charakter der Stile die vielfältigsten Kreationen, Querverflechtungen und (Neu-)Kombinationen, wobei die englischen Autoren das innere Strukturierungsprinzip, gewissermaßen das Strickmuster der Verknüpfung einzelner Stilelemente vorrangig im Versuch einer »magischen Lösung« von Widersprüchen der Stammkultur erblicken, auf die die Jugendlichen reagieren und mit denen auch die große Mehrheit derjenigen Jugendlichen konfrontiert ist, die sich nie einer dieser hochstilisierten Subkulturen anschließen. Auch für sie sind die subkulturellen Deutungsantworten und -angebote daher keineswegs folgenlos,

auch in ihre biographischen Selbstdeutungen können sich subkulturelle Optionen und Sichtweisen einlagern, ohne daß sich dies in der dramatischen Wahl eines bestimmten Stils äußern müßte. Subkulturanalyse ist keineswegs nur eine Analyse von Subkulturen, sondern zugleich ein Entschlüsseln der sozialen Normalität, die diese hervorreibt und die selbst schon in latenter, abgemildeter Form von jenen Deutungsschemata durchwirkt ist, die die Subkultur expliziert.

Gewiß wird ein solcher klassenzentrierter Erklärungsansatz durch die rasche massenmediale Verbreitung der Jugendstile und die ökonomischen Innovationszwänge des Jugendmarktes entscheidend modifiziert und relativiert (vgl. Lindner 1986). Die kommerzielle Adaption verwandelt die klassen- und subkulturellen Oppositionen in modische Konkurrenzen; die sich daran orientierenden Jugendlichen bilden trotz deutlicher klassen- und schichtspezifischer Präferenzen durchaus klassen*heterogene* Gruppierungen und Milieus, die ständig neu vermischt und durcheinandergewirbelt werden. Die subkulturellen Stile werden so in übergreifende Konsum- und Lebensstile aufgelöst und damit zugleich symbolisch domestiziert. An die Stelle der hochdifferenzierten »authentischen« Stilbildungen von unten ist eine umfassende, fast alle Jugendlichen ansprechende Stilpropaganda von oben getreten.

Allerdings muß die klassenheterogene Zusammensetzung der Subkulturen nicht notwendig auf eine symbolische Verwischung oder Einebnung der Klassengrenzen hinauslaufen; sie kann im Gegenteil gerade ein klassenradikaleres Erscheinungsbild dieser Gruppen begünstigen. So stellten sich etwa bei Ausschreitungen von Fußballfans die brutalsten Schläger oftmals als Gymnasiasten oder jüngere Angestellte und keineswegs als proletarische Underdogs heraus, und auch umgekehrt gilt, daß der Träger des Kaschmir-Pullovers durchaus nicht immer, in Wirklichkeit eher selten aus einem Arzthaushalt kommt. Eine naheliegende Erklärung liegt darin, daß Jugendliche, die sich einer Gruppe anschließen, die die Werte einer fremden Stammkultur akzentuiert, sich selbst gewissermaßen eine *kulturelle Überanpassung* auferlegen, wenn sie sich in der Subkultur nicht nur mit einer Mitläufer- oder Außenseiterrolle begnügen wollen. Die subkulturelle Pointierung klassenspezifischer Orientierungsmuster und Expressionen wird auf diese Weise nach außen verstärkt, während gleichzeitig z.B. die Geltung klassenkultureller Dosierungsnormen von Gewalt nach innen hin ausgehöhlt wird. Im übrigen ist offenkundig, daß auch die symbolische Entwicklungs- und Abgrenzungslogik dieser Gruppen selbst einen solchen Extremismus nachhaltig befördert: Ist etwa das Leitbild des »harten Typs« in einer Gruppe erst einmal etabliert und gegenüber allen anderen Werten dominant, so läßt dann auch der subkulturelle Dauerdiskurs nicht lange auf sich warten, wer denn nun *wirklich* hart sei oder nur so auftrete.

Trotz aller Kontingenz und Vermischtheit der gegenwärtigen Jugend Szenen, der postmodernen Bilder permanenter Selbstüberbietung, die die nivellierenden Wirkungen des Jugendmarkts nur mühsam kaschieren, scheint mir das Grundkonzept der »dreifachen Artikulation« keineswegs überholt. Ich sehe darin im Gegenteil ein vorzügliches Modell, mit dem heutige und zukünftige Intra- und Inter-Generationenkonflikte wissenssoziologisch analysiert werden können. Nicht nur die in den achtziger Jahren verstärkt hervorgetretene *Polarisierung* jugendlicher Orientierungsmuster, auch die neuerliche *Entpolarisierung*, die gestiegene Wertschätzung von Pragmatismus und Normalität, läßt sich auf diesem Wege entschlüsseln und nachvollziehen. So sind die scheinbar angepaßten und oftmals aggressiv konservativen Grundhaltungen heutiger Jugendlicher der Sache nach weniger im Sinne eines bruchlosen Einverständnisses mit den gegenwärtigen Gesellschaftsverhältnissen zu deuten, sie sind vielmehr ein

troztiges und entschiedenes Nein zu bestimmten Arten des Neinsagens, wie sie ihnen von anderen Gruppen von Jugendlichen und jungen Erwachsenen, von Alternativbewegten und Aussteigern, vorgelebt werden. Und auch die Abkehr von den Überspanntheiten und der expressiven Überdeutlichkeit der Subkulturstile, diese neue Lust an der Durchschnittlichkeit und zelebrierter Routine⁵, verdankt sich den gleichen Distinktionsspielen und Abgrenzungsmechanismen. Grellheit läßt sich nicht nur nicht beliebig steigern, sie wird irgendwann einfach langweilig. Schriller als schrill geht nicht. Je weniger es gelingt, die soziale Stigmatisierung in charismatische Bilder eigener Großartigkeit zu übersetzen, um so größer der Katzenjammer, den sich die Jüngeren gern ersparen möchten.

4. Der »fragmentierte Erwachsene«

In diesem komplexen Geflecht verschiedener Artikulationsfronten scheint mir nun eine Bezugsgruppe besonders bedeutsam, die den Jugendlichen zumeist als Repräsentant der dominanten Kultur gegenübertritt, ohne sich indes mit den Prinzipien dieser Kultur positiv identifizieren zu können: Ich meine die Angehörigen der Generation von '68, also unsereinen, und hierbei speziell einen Typus, den ich vorläufig als »fragmentierten Erwachsenen« charakterisieren möchte. Dieser Erwachsenentyp, mit dem die Jugendlichen in den verschiedensten Sozialzusammenhängen ihres Elternhauses, der Schule oder an ihren Arbeitsplätzen konfrontiert sind, zeichnet sich dadurch aus, daß er sich in seiner Erwachsenenrolle auch heute noch dezidiert von traditionellen Rollendefinitionen distanziert, daß ihm also, obwohl er längst in diesen Rollen agiert, der Weg zu einer ungebrochen konventionellen Erwachsenenidentität früherer Zeiten nach wie vor versperrt ist. Der »fragmentierte Erwachsene« ist erwachsen und will es zugleich, zumindest im herkömmlichen Sinne, nicht sein; er ist seinem Selbstverständnis nach vor allem jugendbewegter Erwachsener, einer, der noch als Erwachsener auf der Legitimität seiner früheren »Ansprüche« und Protesthaltungen besteht (oder aber, wenn er sie heute offensiv negiert, das zwanghafte Gefühl hat, sie letztlich »verraten« zu haben). Vermutlich ist dies einfach nur seine Methode der Weigerung, erwachsen zu werden.⁶

Gegenüber heutigen Jugendlichen verhält sich dieser Erwachsene mit schlechtem Gewissen häufig in einer charakteristischen Mischung von modischer, oft peinlicher Anpassung, die bis zur Anbiederung reicht, und offener, bisweilen zynischer Ablehnung. Er buhlt um ihre Anerkennung, sucht ihre »Wellenlänge«, und stößt sie brüsk zurück, wenn sie ihm verweigert wird. Da er sich nach wie vor als »wahrer« Sachwalter eines jugendbewegten Protests versteht, bestreitet er ihrem Protest Reichweite und Stehvermögen.⁷ Andererseits ist ihm dabei der Rückgriff auf Attitüden der »traditionellen Erwachsenen« auch weiterhin versperrt: Er sieht sich gleichsam »zwischen« den Fronten des Generationskonflikts, im Zweifel eher auf Seiten der Jugendlichen als der konservativen Erwachsenen, obwohl er qua sozialer Position längst von der anderen Seite aus operiert.

In der ZEIT vom 22.8.1986 war die schöne Abschlusßrede einer Abiturientin abgedruckt. Ihre Argumentation: Der heute dominierende Typus des 68er-Lehrers sei vermutlich nicht besser oder schlechter als sein älterer Vorgänger. Sie habe aber den Eindruck, daß ein größerer Teil dieser Lehrer sich heute für das Fach, das er früher studiert habe, nicht mehr interessiere – und daß er dies, den eigenen Überdruß am eigenen Fach, nun gereizt an den Schülern auslasse.

Der »fragmentierte Erwachsene« ist ein Erwachsener, der sich ständig dementiert. Aus der Perspektive der Jugendlichen führt dies zu einer Verschärfung und Akzentuierung der Konfliktwahrnehmung. Weil der andere die Fronten des Generationskonfliktes nach unten verwischt, werden sie ihm von dort um so strikter entgegengehalten. Während er versucht, die Alterstypisierungen zu verschleifen, werden sie von den Jugendlichen um so rigider betont: Gerade gegenüber diesem Typ von Erwachsenen können sie Jugendlichkeit selbst als symbolische Waffe einsetzen, gerade ihn können sie damit treffen, daß sie ihn »alt« aussehen lassen. Sie nutzen seine Zerrissenheit, seinen Mangel an Souveränität, um ihn lächerlich zu machen. Dennoch ist er ihnen als Bündnispartner und Puffer im Streit mit der Reaktion oftmals durchaus willkommen, dies allerdings nur solange, wie er sich funktionalisieren läßt. Verweigert er sich jedoch der ihm angesonnenen Zuträgerrolle oder ergreift gar Partei für die Gegenseite, so schützt ihn nichts mehr davor, gerade als Sympathisant der jugendlichen Protestierer zu ihrer Hauptzielscheibe zu werden.⁸

Im Anschluß an die alternative Berliner Maidemonstration 1990 fand auf dem Gelände des ehemaligen Görlitzer Bahnhofs ein »Fest für alle nichtrelevanten Leute« statt. Diese Etikettierung erinnerte mich an ein Bonmot aus den siebziger Jahren, demzufolge die Studentenbewegung letztlich daran gescheitert sei, daß irgendwann einmal zu viele Leute das Wort »relevant« nicht mehr hören konnten. Der Begriff ist zweifellos ein Verdichtungssymbol jener angemaßten, oft durch fachliche Kompetenz kaum gedeckten Definitionsmacht (vgl. Arendt 1970, S. 103), die wir damals politisch beanspruchten. In der heutigen Verwendung durch die alternative Szene erlaubt er die Identifizierung der 68er-Generation mit jedweden Ausgrenzungs- und Repressionsstrategien der Staatsmacht. Zwischen BZ und TAZ braucht da nicht mehr unterschieden zu werden.

Es ist möglich, daß ich die empirische Bedeutung des »fragmentierten Erwachsenen« in gegenwärtigen Generationskonflikten überschätze. Vielleicht hat er sich ja doch noch gefangen und sein inneres Gleichgewicht wiedergefunden. Aber auch unabhängig davon erlaubt er eine wichtige methodische Schlußfolgerung: Er zeigt, wie unerlässlich es ist, die Untersuchung von Generationenkonflikten von vornherein *figurativ* anzulegen und systematisch danach zu fragen, inwieweit Brüche und Diskrepanzen zwischen ausgeübter sozialer Rolle und subjektiver Rollenidentität den verschiedenen Beteiligten neue Spielchancen, Optionen für Koalitionen oder symbolische Trümpfe eröffnen, mit denen sie sich behaupten und durchsetzen können. Generationsprofile werden stets erneut ausgehandelt, und sie nehmen in wechselnden Situationen und Arenen ganz unterschiedliche Züge an. Als Resümee ist jedenfalls festzuhalten, daß die biographische Selbstverortung heutiger Jugendlicher sich gegenüber den sechziger und siebziger Jahren in deutlich veränderten Artikulationsfronten vollzieht, die sich auch künftig ständig verschieben und neu formieren werden. Jede nachwachsende Generation wird heute mit einer verwirrenden Vielfalt von kulturellen und subkulturellen Deutungsangeboten konfrontiert, unter denen sie scheinbar beliebig auswählen und mit denen sie experimentieren kann. Dennoch sind

all diese Versuche und Probehaltungen schon von den unterschiedlichen Klassen-voraussetzungen her natürlich stets einem harten Realitätstest ausgesetzt: Ob und in welchem Umfang die einmal übernommenen Deutungsmuster dauerhafte biographische Orientierungen werden, entscheidet sich schließlich daran, inwieweit sie es den Jugendlichen erlauben, ihre strukturellen altersspezifischen Aufgaben, also insbesondere die Fragen der Elternablösung, der Herausbildung einer stabilen Geschlechtsidentität und das Problem der Berufseinmündung, adäquat zu interpretieren und hierfür pragmatische Lösungen zu entwerfen.

5. Selbstinstrumentalismus

Ein systematisches Defizit vieler Jugendstudien liegt sicher in ihrem unzureichenden Rückbezug auf ökonomisch-sozialstrukturelle Determinanten der Lebenssituation und die institutionellen Handlungszwänge, in denen Jugendliche agieren und ihre Zukunft planen. Über das »Lesen« von Freizeitstilen läßt sich immer nur ein kleiner Ausschnitt jugendlicher Realitätsinterpretationen rekonstruieren, wobei der Stilbegriff im übrigen eine Homogenität, eine Konsistenz der Erfahrungsschemata suggeriert, die im Alltag der Jugendlichen kaum je gegeben sein wird. Die Stilanalyse von Subkulturen gibt eher Aufschluß über die ästhetischen Selbstdarstellungsnormen dieser Gruppen als über deren tatsächliche Interaktionsrealität (vgl. Lindner 1986, S. 210 ff.). Die zentralen Probleme von Ausbildung, Berufswahl und Beschäftigungsperspektiven werden in diesen Untersuchungen oft nur am Rande thematisiert⁹, so daß die Bedeutung übergreifender sozioökonomischer Entwicklungen und Krisen für die Selbstdefinitionen der Jugendlichen ungeklärt bleibt.

Es gibt keinen Zweifel daran, daß sich die Ausbildungs- und vor allem die Arbeitsmarktbedingungen für Jugendliche in den letzten zehn/fünfzehn Jahren dramatisch verändert haben. Nach der Bildungsreform der siebziger Jahre, die nicht nur die Chancen der Arbeiterjugendlichen, sondern besonders den Anteil der Mädchen an den höheren Bildungsabschlüssen deutlich ansteigen ließ (vgl. Beck 1986, S. 127 f.), erfolgte zu Beginn der achtziger gerade in diesen Sektoren des Arbeitsmarktes ein tiefer Einbruch und es entstand eine Situation, in der eine dauerhaft hohe Jugendarbeitslosigkeit eine fortschreitende Entkopplung von Ausbildungs- und Beschäftigungssystem signalisierte. Praktisch bedeutet dies, »daß qualifizierende Ausbildungsabschlüsse immer weniger hinreichend, zugleich aber immer notwendiger werden, um die erstrebten, knappen Beschäftigungspositionen zu erreichen« (Beck 1986, S. 244). Zwar hat sich die Lage auf dem Lehrstellenmarkt in den letzten Jahren statistisch wieder etwas entspannt, gravierende regionale und branchentypische Unterschiede blieben jedoch bestehen. Vor allem begehrte *white-collar*-Lehren sind nach wie vor heftig umkämpft¹⁰, von den unsicheren Beschäftigungsperspektiven nach einem Studium ganz zu schweigen. Und der Schock sitzt tief. Auch wenn man sich noch so sehr anstrengt, kann man keineswegs sicher sein, ob es sich jemals auszahlen wird.

Als Antwort auf diese prekäre, psychisch äußerst belastende Situation lassen sich im Schulverhalten heutiger Jugendlicher mitunter extreme Reaktionen beobachten. Ein befreundeter Lehrer erzählte mir folgende Geschichte: Er sei auf einer Klassenreise mit einem Schüler näher ins Gespräch gekommen und habe dabei erwähnt, daß er sich darüber gewundert hätte, daß der Schüler gerade in den Fächern, in denen er früher immer »auf der Kippe« gestanden hatte, plötzlich besonders gute Noten hätte, wogegen er in seinen Paradefächern deutlich abgesackt sei. Darauf der Schüler: Er hätte sich halt überlegt, daß er später im Beruf ja sowieso das machen müsse, was ihn *nicht* interessiere, und daß es deshalb besser sei, sich gerade dort zu engagieren, wo es ihm keinen Spaß mache. Um Karriere zu machen, brauche man heutzutage vor allem Disziplin, Selbstdisziplin eben, und die kriege man nur, wenn man sich dazu zwingt, sich für Sachen zu interessieren, die einen nicht interessierten. Dort gut zu sein, wo es einem Spaß mache, das könne jeder Idiot; für ihn sei wichtig, später dort im Vorteil zu sein, wo es drauf ankomme.

Auch der Extremfall beleuchtet die soziale Normalität. Wie müssen die Relevanzen von Schule und Ausbildung aufgebaut sein, wenn ein Vierzehnjähriger auf die Idee kommt, sich selbst den heimlichen Lehrplan als explizites berufliches Überlebens-training aufzuerlegen? Daß Bildung zuallererst Ausbildung ist, die zeitökonomisch geplant und rationell durchorganisiert sein will, ist für immer mehr und immer jüngere Jugendliche eine Selbstverständlichkeit, nicht selten initiiert oder bestärkt durch strikte Erfolgserwartungen der Eltern. Alles was diese Jugendlichen tun, unterwerfen sie einem beruflichen Qualifizierungskalkül, um ihre Arbeitsmarktchancen zu verbessern. Andere hingegen resignieren frühzeitig, steigen aus diesem Wettlauf aus und schalten um auf »Null Bock«. Halbherzig erfüllen sie die Leistungsanforderungen der Schule, lernen den Stoff ohne Zuversicht und Engagement und bereiten sich insgeheim längst auf eine Sackgassenlehre oder ein Studium vor, von dem sie sich vielleicht gewisse Chancen der »Selbstverwirklichung« erhoffen, das sie dann aber letztlich in die Arbeitslosigkeit entlassen wird.

Gewiß sind dies Extremhaltungen, also Pole eines Spektrums verschiedener Möglichkeiten, in dem Jugendliche ihre Zukunft konstruieren. Trotzdem lassen sich die Präferenzen und Einstellungen der meisten Jugendlichen klar in der einen oder anderen Richtung lokalisieren, was Vermischung und Nivellierungen, ein Schwanken oder gar ein Zugleich solch diametraler Deutungsmuster keineswegs ausschließt. Wichtig ist in diesem Zusammenhang jedoch, daß *beide* skizzierten biographischen Orientierungsmuster im Verhältnis zu früheren schulischen Sozialisationsverläufen eine von den Veränderungen des Arbeitsmarktes her erzwungene, außerordentlich folgenreiche *Umdefinition des Verständnisses eigener Fähigkeiten* anzeigen und damit zugleich eine tiefe Verunsicherung, ja einen Riß im Selbstverhältnis dieser Jugendlichen überhaupt. Die frühzeitige Bindung des Stellenwerts eigener Kenntnisse und Fähigkeiten an einen bestimmten beruflichen Erfolg ist nämlich zugleich eine implizite Entwertung dieser Fähigkeiten selber, eine *instrumentalistische Selbst Einschränkung*, in der der Eigenwert erworbener Kompetenzen für die Stabilisierung des Selbstbewußtseins gar nicht mehr zur Geltung kommen kann. Das Selbstbewußtsein eines Menschen ist vor allem Könnens-Bewußtsein, ein Vertrauen in eigene Möglichkeiten und Fähigkeiten, gesellschaftliche Anforderungen auszuhalten, sich auf wechselnde Situationen neu einstellen, kurz: das Leben meistern zu können. Wird das, was man kann oder vielleicht können kann, von vornherein nur als ein Mittel zum Zweck, als »wertvoll« nur im Hinblick auf das Erreichen eines attraktiven Berufsziels inter-

pretiert, so entzieht man sich damit eine wesentliche Grundlage, auf die sich Selbstbewußtsein und Selbstwertgefühl auch unabhängig von den jeweils erreichten Berufspositionen und den damit verbundenen Statuschancen aufbauen könnte. Die Jugendlichen machen sich heute, so scheint es, mit Haut und Haaren abhängig von den Risiken und Turbulenzen des Arbeitsmarktes: Ob sie den beruflichen Erfolg fast um jeden Preis anstreben oder ihn im Grunde für sich bereits aufgegeben haben – in jedem Fall binden sie das, was sie sind und können, restriktiv an dieses Kriterium und unterminieren damit auch selbst ihre Möglichkeiten der Entwicklung von Interessen und Identität.

Diese Diagnose ist vielleicht etwas gewagt, es lassen sich aber einige empirische Hinweise anführen, die sie erhärten können. So gibt es seit den siebziger Jahren unter Jugendlichen an weiterführenden Schulen einen ausufernden, hochdifferenzierten informellen Diskurs über Ausbildungsgänge, berufliche Präferenzen und Beschäftigungschancen, der oft schon in der Sekundarstufe beginnt und der alles, was in früheren Zeiten an beruflichem Orientierungswissen an den Schulen ausgetauscht und gehandelt wurde, im nachhinein als blanke Naivität und Blauäugigkeit erscheinen läßt.¹¹ Die Formalisierung und Reglementierung der Studiengänge, die immer weiter spezifizierten Eingangsvoraussetzungen und besonders natürlich die unsicheren, kaum prognostizierbaren Beschäftigungsperspektiven bringen die Jugendlichen dazu, sich manchmal zu regelrechten Ausbildungs- und Arbeitsmarktexperten zu entwickeln. Die von Baethge (1985, S. 305) hervorgehobene Möglichkeit, daß mit der Verlängerung der Schul- und Ausbildungszeiten gleichzeitig »eine mentale Entkopplung von Lernen und Arbeiten, eine innere Verselbständigung von Lernen« einhergehen könne, wird von diesen Jugendlichen offenbar gerade nicht wahrgenommen: Obwohl der tatsächliche Übergang ins Berufsleben erst deutlich später erfolgt, operieren sie bereits frühzeitig mit expliziten Qualifizierungskalkülen und organisieren ihr Lernen im Hinblick auf bestimmte Berufsperspektiven. Gewiß gilt eine solche Selbstrestriktion keineswegs für alle und nicht für alle Phasen der Ausbildung: Vor allem im Studium können sachlich-thematische Interessen allemal ein Eigengewicht gewinnen, das die biographische Vorausplanung sprengt. Und doch wird ein Studium heute ungleich rigider »durchgezogen«, ist das Bewußtsein der möglichen Kosten eines Hinauszögerns von Statuspassagen deutlich gestiegen. Studium und Ausbildung sind für heutige Jugendliche vor allem ein Wechsel auf die Zukunft. Trotz immer weiterer Ausdehnung der Adoleszenz übernehmen sie damit eine Problemsicht, die traditionell eher die von Erwachsenen war. Sie bleiben länger Jugendliche und werden rascher erwachsen.

Sicher ist dieses Bild klassenspezifisch zu modifizieren. Für Arbeiterjugendliche war der schulische Diskurs über den Lehrstellenmarkt, betriebliche Übernahmeperspektiven nach Facharbeiterlehren oder sofortige Einstiegsmöglichkeiten ins Berufsleben (Polizei!) seit jeher näher und damit selbstverständlich. Insofern sind die angesprochenen Mentalitätsveränderungen bei Hauptschülern und Lehrlingen vielleicht am geringsten. Doch auch für Arbeiterjugendliche läßt sich eine Tendenz feststellen, die die These eines inneren Umbaus der Identitätskonstruktion, der Erschöpfung traditio-

neller Quellen des Selbstwertgefühls und deren Ersetzung durch biographische Neuorientierungen, indirekt stützt: Ich meine die gewachsene Bedeutung von außerschulischen und außerberuflichen Erfahrungs- und Aktivitätsfeldern besonders in den Bereichen von Technik und Sport, die es den Jugendlichen erlauben, persönliche Fähigkeiten zu testen, sich intensiv selbst zu fordern und zu erleben und dabei bestimmte Könnens-Erfahrungen zu machen, an denen sich eigenes Selbstbewußtsein auch jenseits der Risiken von Ausbildung und Beruf aufrichten kann.¹² Natürlich hat es dies als mehr oder minder ausgeprägte Freizeitorientierungen von Jugendlichen immer gegeben, doch anders als früher wird heute die Ausübung einer bestimmten Sportart oder die mühsam erkämpfte Spitzenpunktzahl bei einem Computerspiel bei einem größeren Anteil von Jugendlichen mit Identitätsansprüchen aufgeladen, die eben durch Schule und Arbeit nicht mehr abgedeckt werden können. Es handelt sich hier um einen veränderten Typ von Freizeitverhalten, um Aktivitäten, die gewissermaßen als *Quasi-Profession* ausgeübt werden. Dabei ist es oftmals gar nicht so wichtig, was einer tut, sondern nur, daß er das, was er tut, möglichst perfekt und »professionell« tut, daß er sich *total* auf eine Sache einläßt und dann auch für sich selbst ein entsprechendes Können unter Beweis stellt. Auch dies sind Stützkonstruktionen einer vielfältig bedrohten Identität.

6. Selbstdefinition über Arbeit?

Es ist keine Frage, daß die tiefgreifenden Veränderungen im Ausbildungs- und Beschäftigungssystem, die ja längst nicht mehr als vorübergehende Krisenerscheinungen, sondern als ein Wandel der sozioökonomischen Rahmenbedingungen auf Dauer begriffen werden, auch die kulturellen Selbstdefinitionen und Lebensentwürfe Jugendlicher nachhaltig prägen und beeinflussen. Wir *müssen* uns verorten, und wir tun dies im Rückgriff auf vorgegebene, uns immer schon nahegelegte Sinnangebote und Deutungsfolien. Kultur ist affektive Kognition. Sie ist eine Grammatik, die Befindlichkeiten definiert und die Wahrnehmungsprozesse lenkt, ein endliches System von Regeln und Schemata, das es ermöglicht, unendlich viele Äußerungen zu generieren.¹³ Kulturelle Orientierungen sind symbolisch gebündelte Lage- und Situationsdeutungen, sie müssen Deutungsantworten auf klassen- und generationsspezifische Grunderfahrungen geben, die sowohl einen möglichen Dissens zu den herrschenden Gesellschaftsverhältnissen, also die Erfahrung unabgegotener Lebensansprüche und -bedürfnisse festhalten, gleichzeitig aber auch eine gewisse Selbsteingliederung und den Aufbau eines positiven Selbstwertgefühls innerhalb dieser Strukturen erlauben.¹⁴ Es ist gerade diese *Legierung von Dissens und Konsens*, die das Entschlüsseln der biographischen Selbstdeutungen nicht zuletzt auch für die Jugendlichen selbst so schwierig und affektbeladen macht. Sowohl das Schwanken zwischen den Extremen als auch die Verkrampftheit, mit der einmal übernommene Realitätsbilder und Haltungen auch wider besseres Wissen verteidigt werden, haben hier ihre Ursache.

Der wesentliche Einschnitt, den die sozioökonomischen Verwerfungen der letzten Jahre in den biographischen Plänen und Selbstverortungen von Jugendlichen hinterlassen haben, liegt, so hat es zumindest den Anschein, in einer grundsätzlich veränderten Bewertung, einer abnehmenden identitätsstiftenden Kraft von Arbeit und Beruf. Wenn immer weniger klar ist, welche Arbeit erreichbar ist, welchen Charakter sie haben und welchen Veränderungen und Risiken sie in Zukunft unterworfen sein wird, so macht es nicht länger Sinn, das Bild der eigenen Zukunft primär um den Fokus der Arbeit zu gruppieren (vgl. Baethge 1985, S. 309). Auch wo man auf »Nummer Sicher« geht, geht man eben nur auf Nummer Sicher. Der Möglichkeit einer Selbstdefinition über Arbeit wird heute gewissermaßen der gesellschaftliche Boden entzogen, Achtung und kulturelle Wertschätzung können immer weniger unmittelbar aus der Arbeit abgeleitet werden. Was einer ist, ist zwar immer noch, was er tut, aber was er tut, ist nicht länger nur Arbeit. Diese *Erosion der kulturellen Bedeutung von Arbeit* geht einher mit einer mehr oder minder ausgeprägten Orientierung an Lebensstilen, die zwar sicher auch weiterhin mit bestimmten Ausbildungsniveaus, beruflichen Milieus und vor allem mit einem entsprechenden Einkommen assoziiert werden, gleichzeitig aber ein Stück weit von inhaltlichen Qualitäten der Arbeit, von ihren traditionellen klassenkulturellen Bedeutungen abgelöst werden. Nicht mehr nur die Arbeit als solche, sondern das, was sie ermöglicht, welche sonstigen Lebenschancen, Aktivitätsspielräume und Kontaktmöglichkeiten sie eröffnet, steht im Brennpunkt der Identitätskonstruktionen.

Um Mißverständnissen vorzubeugen: Die These eines kulturellen Bedeutungswandels von Arbeit impliziert keineswegs die Behauptung, im Einstellungsprofil heutiger Jugendlicher spiele die Arbeit nur noch eine untergeordnete Rolle. Tatsächlich ist das Gegenteil der Fall: Alle Untersuchungen zeigen, daß der Stellenwert der Arbeit hoch wie eh und je ist, wobei die Erwartungen und Erfahrungen je nach sozialer Typik allerdings sehr unterschiedlich akzentuiert werden (vgl. SINUS 1983; Baethge u.a. 1988; Zoll u.a. 1989). Die Bedeutung des Arbeit-Habens ist ohnehin zentral und wird in Zukunft eher noch zunehmen. Nicht also der Rang der Arbeit als solcher hat sich verschoben, sondern das Ausmaß und die Art und Weise ihrer identitätsstrukturierenden Funktion, gewissermaßen die kulturelle »Aufladung« von Arbeit. Arbeit ist heute weniger ein festgefügtes *Bedeutungssyndrom*; die mit ihr verbundenen Relevanzen der Reproduktion, des Konsums oder der »Selbstverwirklichung« erhalten zunehmend ein Eigengewicht, einen Eigenwert, der dann auch auf andere Aktivitäten übertragen und angelagert werden kann. Insofern ist es vielleicht auch sinnvoll, nicht von einem Bedeutungsverlust, sondern eher von einer *Transformation* der Bedeutung von Arbeit zu sprechen, einer Entmischung, Abspaltung und Neugruppierung der Bedeutungselemente, wobei die konkrete Staffellung der Relevanzen bei den verschiedenen Gruppen von Jugendlichen freilich sehr unterschiedlich ausfällt.

7. Labilstabile Beziehungsmuster

Freud sprach von zwei Gravitationszentren des Lebens: Arbeit und Liebe. In der praktischen Lösung der biographischen Aufgaben werden beide allerdings oftmals miteinander verquickt und vermischt. Weder die Prozesse der ökonomischen und emotionalen Elternablösung, die tastende oder entschlossene Aufnahme sexueller Kontakte und Paarbeziehungen noch die konkrete Weichenstellung der Berufseinmündung verlaufen isoliert voneinander, sie sind vielmehr, und zwar von Anfang an, auf mannigfaltigste Weise miteinander verschlungen und durchdringen sich wechselseitig. Ja die *Vermischtheit* der ökonomischen, sozialen und psychischen Zäsuren scheint mir geradezu ein konstitutives Merkmal des Erwachsenwerdens.

Das läßt sich an vielerlei Beispielen zeigen. So werden Ausbildungs- und Berufsentscheidungen von männlichen Jugendlichen oft wesentlich von den Freundinnen beeinflusst. Der größere Realismus der Mädchen und jungen Frauen treibt ihnen die Flausen aus, korrigiert narzißtisch-charismatische Selbstbilder und drängt darauf, endlich eine »vernünftige« Lehre zu machen oder das Studium abzuschließen. Ebenso werden Berufsoptionen zuweilen ganz unmittelbar mit Problemen der Elternablösung verkoppelt, ja sie können mitunter in geradezu selbstverdammender Weise mit ihnen verzahnt sein. Bei einer einwöchigen Bildungsveranstaltung habe ich einmal eine Gruppe von sieben Hauptschülern, fünf Jungen und zwei Mädchen, als Teamer betreut. Vier der sieben hatten trotz halbjähriger Suche noch keine Lehrstelle, und die Chancen, jetzt kurz vor ihrem Abschluß noch eine zu bekommen, schätzten sie äußerst pessimistisch ein. Zwei von ihnen hatten indes das Angebot ihres Vaters, ihnen durch Beziehungen (Vitamin B) eine qualifizierte Facharbeiterlehre zu vermitteln, rundheraus ausgeschlagen. Die Begründung, die einer der Jugendlichen mir dafür gab und die von der Gruppe normativ gestützt wurde, ist ebenso einleuchtend wie fatal: »Das darf man auf keinen Fall machen. Wenn einem der Alte die Lehrstelle besorgt und man schafft die Lehre, sagt der: »Na ja, die hab ich dir ja auch besorgt!« Und wenn du sie schmeißt, sagt er: »Mensch, ich besorg dir die Lehrstelle, und du machst so'n Scheiß!« Der dreht das immer so, wie er's will.« Wohl-gemerkt: Um auszuschließen, daß ihr Vater am Ende recht behält, schlagen die Jugendlichen eine qualifizierte Facharbeiterlehre aus und programmieren damit faktisch eine Jobber- und Hilfsarbeiterexistenz vor. Die Unreife¹⁵ ihrer Einstellung resultiert unmittelbar aus der Ablehnungsbindung an die väterliche Autorität.

Nicht alle Abnabelungen verlaufen so dramatisch. Besonders in den Mittelschichten wird der Prozeß der allmählichen Ablösung vom Elternhaus oftmals in viele, leicht überschaubare Einzelschritte aufgespalten, er wird in Einzelaufgaben zerstückelt, die jede für sich relativ problemlos zu bewältigen sind. Dies reduziert die Ungewißheit und dämpft die interpersonelle Dynamik. Aber auch dort, wo die Abkehr brüsk und abrupt erfolgt, nehmen die Konflikte nur noch selten jene Intensität und offene Gegnerschaft an, wie sie in den fünfziger und sechziger Jahren gang und gäbe war. Rosenmayr (1986, S. 69) hat die heutigen Verhältnisse und Beziehungsmuster zwischen Eltern und Jugendlichen auf die treffende Formel vom *Ende der Patronisierung bei Aufrechterhaltung der Alimentierung* gebracht. Jugendliche lassen sich heute bereits früh immer weniger vorschreiben und die Eltern *wollen* ihnen weniger vorschreiben.¹⁶ Sie haben als klassische Autorität abgedankt. Weil sie selbst von den gesellschaftlichen Umbrüchen tief verunsichert sind, können und wollen sie den Jugendlichen keine festen Orientierungen mehr vorgeben. Die Verantwortung für die Zukunft wird abgewälzt, von den Jugendlichen aber auch selber beansprucht. Das Ergebnis ist schließlich ein teils freundliches, teils unverständlich-aggressives Nebeneinander, eine

erhöhte Serialität der Generationen und Entmischung der Lebenswelten, in denen jeder seiner eigenen Wege geht.

Bleibt das Dilemma der ökonomischen Abhängigkeit. Besonders für Arbeiterjugendliche ist das Problem des *Ausziehens* oder Ausziehen-Könnens aus der elterlichen Wohnung oftmals zentral. Häufig entscheiden sie die Frage, ob sie nach Abschluß der Schule eine Lehre absolvieren oder sofort eine Arbeit aufnehmen, nach der Situation im Elternhaus. Sie verrechnen die beruflichen Gewinne gegen eine Verlängerung der häuslichen Leiden. Vor allem für die Mädchen ist der Druck zuweilen unerträglich. Wenn sie arbeitslos sind, werden sie von der Mutter häufig als Hilfskraft und Putze mißbraucht. Cohen (1986, S. 87) berichtet aus seinen Erfahrungen in der Londoner Sozialarbeit von Mädchen, die sich willentlich schwängern lassen, um als alleinerziehende Mütter dem Elternhaus zu entinnen. Sie wissen ganz genau, daß sie auf diese Weise »vom Regen in die Traufe«, von einer Misere nur in eine andere kommen – aber dann ist es wenigstens die eigene.

Nicht nur die materiellen Lebensumstände, auch die *Definitionen der Paarbeziehungen* sind für heutige Jugendliche nicht einfacher geworden. Mit den Übergängen »von der Liebe zur Beziehung« (vgl. Beck-Gernsheim 1986), der Fragmentierung tradierter Rollenmuster und Geschlechtsidentitäten, eröffnet sich ihnen eine Bandbreite von Interpretations- und Aushandlungsspielräumen, die sie oftmals eher als Zwang denn als Chance erleben. Obwohl sie mit den Möglichkeiten spielen, haben sie zugleich Angst vor den Möglichkeiten. Die Gesten und Expressionen der Männlichkeit und der Weiblichkeit sind nicht nur immer weniger eindeutig, sie werden auch immer legitimierungsbedürftiger. Damit büßen sie ihren habituellen Charakter, ihren Identitätssinn ein. Geschlechtsidentität wird nicht mehr vorausgesetzt, sondern muß eigens als solche inszeniert werden.

Als Antwort auf diese Diffusion von Erwartungen und Zuschreibungen reagieren viele Jugendliche mit purer Dezipion. Sie legen sich einfach fest. Gestützt wird die Wahl zumeist durch Gesellung zu einem bestimmten subkulturellen Milieu, man bestätigt sich im Spiegel der Gleichen. Oft ist die Wahl keineswegs endgültig, Mutationen sind durchaus möglich. Kontakte sind leichter zu knüpfen und komplizierter auszuhandeln, Vertrauen eine fragile Ressource. Das Spektrum der Paarbeziehungen reicht von der extrem frühen »festen Bindung« bis zum narzißtischen Reigen. Auch hier lassen sich allerdings Tendenzen der Abkehr von der Polarität, des Einpendelns auf ein – insgesamt eher konservatives – Mittelmaß beobachten. Der *Familialismus* heutiger Jugendlicher schwankt, nicht anders als der ihrer (geschiedenen) Eltern, zwischen Idealisierung und geringer Frustrationstoleranz: Die Verbindungen werden gelöst, nicht weil die herkömmlichen Ideale von Ehe und Familie an Prägestkraft eingeübt hätten, sondern umgekehrt, weil die eigenen Beziehungen diesem Bild nicht entsprechen.¹⁷ Die Ansprüche an die Partnerschaft sind eher gewachsen, gleichzeitig nimmt aber auch die Bereitschaft zum Arrangement zu. Heirat wird zwar nicht verlangt, aber gewünscht; radikale Optionen haben auch hier ihren Nimbus verloren. Wie überhaupt diese neue Wertschätzung von *Konvention*, ja Etikette, eben dieses Doppelgesicht hat: einerseits Reaktionsbildung auf die endlosen Rituale der Selbstoffenbarung, wie sie für die heutige Kultur der Intimität typisch sind (vgl. Sennett 1983), andererseits Abgrenzung und Selbstschutz gegen alternative Laxheit, Verschlamtheit, Protest.¹⁸

Labilisierend auf die Geschlechterverhältnisse hat nicht zuletzt die neue Frauenbewegung gewirkt. Die Selbstverständlichkeit einer Berufsausbildung, die Lockerung familialer Arbeitsteilung, das gestiegene Anspruchsniveau diskursiver Auseinandersetzung in den Paarbeziehungen, all das erfahren die Mädchen heute als eine Grundvoraussetzung ihrer Lebenskonzepte. Gleichzeitig sind sie jedoch in ihren normativen Konstruktionen von Weiblichkeit zutiefst verunsichert, sind die Aktivistinnen der Frauenbewegung für sie zugleich Vorbild und Gegenbild. Einerseits bewundern und beneiden sie diese Frauen um ihre Stärke und Unabhängigkeit, andererseits fühlen sie sich aber auch von ihnen oftmals bevormundet und drangsaliert. Wenngleich ein qualifizierter Berufsabschluß unverzichtbar und wegen des besseren Notendurchschnitts auch erreichbar ist, werden »Männerberufe«, trotz zahlreicher Ermunterung, nach wie vor kaum gewählt. Vor allem aber sehen die Mädchen verstärkt auch die Schattenseiten, die sozialen und persönlichen *Opfer der Autonomie*.¹⁹ Sie sehen, daß Freiheit und Glück keineswegs immer zusammengehen, daß das eine nicht selten mit dem anderen erkaufte wird. Anders als ihre Vorgängerinnen können sie ihre Furcht vor der Freiheit nicht mit der Emphase der Befreiung überspielen. Die emanzipierte Verbitterung erscheint ihnen nicht erstrebenswert, und am Kampf gegen den Geschlechtstrieb sind sie am wenigsten interessiert. Hier zeigt sich meines Erachtens ein allgemeines, generalisierbares Muster *sozialbewegter Generationenkonflikte*: Die durch eine soziale Bewegung erkämpften Freiräume werden von der nachfolgenden Generation als neustrukturierte Lebenswelt, als Erweiterung des Spektrums legitimer Selbstdefinitionen und praktischer Lebenschancen erfahren, gleichzeitig aber sind die Angehörigen der neuen Generation für die sozialen und persönlichen Kosten, für die kognitiven und affektiven *Selbstbornierungen* von Protest und Engagement, besonders sensibilisiert. Ihnen erscheint das, was ihre Vorgänger als charismatisches biographisches Zentrum festhalten wollen, als aufgezwungenes Thema und Wiederholungsspirale. Sie sind keineswegs unpolitisch, aber sie wissen um die Fallstricke einer absoluten politischen Identität, um die Risiken der Fiktionen und Selbsttäuschungen, die die Vorgänger ausbilden mußten, um überhaupt handeln zu können.

»Ich kann nicht mein ganzes Leben politisch ausrichten, man muß auch Abstand halten. Im Prinzip sind Leute, die sich total engagieren, irgendwann verzweifelt.«²⁰

8. Individualisierung, Lebensstile und Klassenkulturen

Natürlich sind die skizzierten sozialen und kulturellen Veränderungen keineswegs nur auf Jugendliche beschränkt. Die Jugendlichen leben im Grunde nur aus, was als Tendenz längst auch in der Erwachsenenwelt zu beobachten ist und was Beck (1986) versuchsweise auf den Nenner eines epochalen *Individualisierungsschubs* der westdeutschen Gesellschaft gebracht hat. Die Grundlage der Individualisierung sieht Beck in einer tiefgreifenden Fragmentierung und Auflösung traditioneller Klassenbindungen; als Ursachen dieser Entwicklung nennt er die zunehmende Diversifikation der Ausbildungsgänge und Berufskarrieren, soziale und räumliche Mobilitäts-

prozesse und nicht zuletzt die Turbulenzen des Arbeitsmarktes, die trotz oder gerade wegen der bestehenden sozialstaatlichen Sicherungssysteme immer mehr Menschen dazu bringen, sich aus dem übergreifenden Geflecht herkömmlicher Verwandtschaftsbeziehungen und Klassenmilieus herauszulösen und ihre berufliche und private Existenz zunehmend als individuelle Aufgabe, als persönliches Einzelschicksal zu begreifen. An die Stelle typischer Klassenbiographien sei heute eine Pluralität von Lebensstilen, eine heterogene Vielfalt von Versuchen getreten, das eigene Leben »jenseits von Klasse und Schicht« als individuelle Biographie zu organisieren.

Wenngleich mir nun die Beck'sche Argumentation vor allem auf der sozialstrukturellen Ebene der Individualisierungszwänge durchaus einleuchtet, so möchte ich sie dennoch, was die kulturellen Prozesse und Selbstdefinitionen angeht, mit einigen Fragezeichen versehen. Zunächst: Was bedeutet eigentlich die Orientierung an *Lebensstilen* für Jugendliche²¹ oder Erwachsene konkret? Was ist das überhaupt: ein Lebensstil?²²

Berking/Neckel (1986) haben in einem Aufsatz über Politik und Lebensstil die Auffassung vertreten, die Orientierung an Lebensstilen leiste für die Individuen etwas ähnliches wie das, was Simmel über die Mode notierte: sie ermöglicht es, sozialen Gehorsam mit individueller Differenzierung zu verbinden, sie gestattet Konformität ohne Uniformität. Kennzeichnend für Lebensstile ist offenbar, daß in ihnen sozial Typisiertes und unverwechselbar Individuelles verschweißt werden kann. Individuelles wird auf diese Weise sozial akzeptabel, soziale Zwänge und Ansprüche individualisiert. Im Konformismus des Lebensstils steckt das Angebot einer bestimmten *Geselligkeit*, eine Chance, die individuelle Lebensführung als ein Leben mit Gleichgesinnten zu organisieren. Damit verliert die Einzelzelung die Schrecken der Vereinsamung. Kurz: Die Orientierung an Lebensstilen erlaubt es, *mit gesellschaftlichen Individualisierungszwängen sozusagen nicht-individualistisch umzugehen*, also diesen Zwängen nachzukommen und sie zugleich, zumindest partiell, kollektiv aufzufangen. Lebensstile sind Methoden der Individualisierung ohne Isolation.

Werden aber auch Lebensstile kollektiv definiert, so wirft dies ein verändertes Licht auf die behauptete Paralisierung der Klassenkulturen.²³ Gewiß wird man diejenigen, die heute einen bestimmten Lebensstil favorisieren, nicht mehr von vornherein einem klar definierten sozialen Herkunftsmilieu zurechnen können. Andererseits weisen Lebensstile offensichtlich eine gewisse *Klassenaffinität* auf, die sie für Angehörige unterschiedlicher Klassen und Schichten mehr oder minder attraktiv und akzeptabel macht; eben darin liegt ihre gesellschaftsverortende Funktion, ihr Distinktionssinn. Auch Beck (1986, S. 121 f.) gesteht ja, im Blick auf die englischen Verhältnisse, die Möglichkeit einer klassenakzentuierenden Ausdifferenzierung von Lebensstilen ausdrücklich zu; es ist ihm aber sicherlich zuzustimmen, daß die Entwicklung in der Bundesrepublik eher in der entgegengesetzten Richtung verläuft. Doch selbst wenn man dies einräumt und darüber hinaus in Betracht zieht, daß die Fixierung an Lebensstilen gerade bei Arbeitern mitunter den Charakter eines expliziten »Verleugnungskonsums« annehmen kann, so scheint es mir dennoch keineswegs unwahrscheinlich, daß in der konkreten Ausformung der Lebensstile, ihrer Verdichtung zu *dauerhaften bio-*

graphischen Orientierungen, letztlich doch wieder vorrangig klassenspezifische Situationsdeutungen und Wahrnehmungsmuster, insbesondere die in den Klassenkulturen eingelagerten Konstruktionen des Geschlechterverhältnisses (vgl. Bourdieu 1982, S. 185 ff.), durchschlagen und die Ausgestaltung der Biographie sinnhaft steuern. Damit soll keineswegs die Möglichkeit einer einfachen Restituierung traditioneller Klassenbindungen behauptet werden. Die hier abgelaufenen Individualisierungsprozesse sind sicher irreversibel, wenngleich der von Beck auf der Ebene des Schichtungsgefüges konstatierte »Fahrstuhl-Effekt« sich oftmals auch auf der Ebene individueller Lebensführung, nämlich als *biographische Schleife* einer – verbesserten – Rückkehr ins Herkunftsmilieu beobachten läßt. In jedem Fall können im nicht-individualistischen Umgang mit Individualisierungszwängen auch weiterhin klassenkulturelle Deutungsmuster insofern eine Rolle spielen, als ein gemeinsamer Klassenhintergrund über die je individuellen Präferenzen hinaus nach wie vor diejenigen sozialen Ähnlichkeiten konstituiert, über die ein geselliger Lebensstil organisiert werden kann. Meine These ist, daß es am Ende doch nicht die Gleichgesinnten, sondern die Gleichen sind, die sich im gemeinsamen Lebensstil treffen.²⁴

Ein letzter Punkt. Eine große Bedeutung für die Selbstdefinitionen Jugendlicher werden auch in Zukunft die massenmedial verbreiteten *Altersbilder* haben. Der heutige »Mythos Jugend« ist ein anderer als der der Jahrhundertwende, er erzählt andere Geschichten und gehorcht anderen Gesetzen. Er wird nicht mehr erzählt, sondern gesendet. Und er setzt Standards: von *action*, Liebe und Glück. Gewiß hat die Lockerung der Sexualmoral, die Auflösung rigider Verhaltensnormen und die Enttabuisierung von Abweichungen seit den sechziger Jahren den Jugendlichen einen weniger verkrampften Umgang mit den Problemen der Adoleszenz ermöglicht, aber nichts deutet darauf hin, daß die psychischen Dramen dieses Alters grundsätzlich ihre Intensität verloren hätten. Ödipus stirbt nicht so leicht, eine »problemlose«, unbeschwerte Jugend, wie sie die Medien feiern, gibt es nirgends. Altersbilder sind immer auch Kontrastfolien für Selbsterfahrungen und färben sie in spezifischer Weise ein. Wie geht man eigentlich damit um, wenn man in einem Alter existentiell unglücklich ist, von dem alle Welt behauptet, daß es das einzige sei, in dem man glücklich sein könne?

Anmerkungen

- 1 Zur theoretischen Kritik und empirischen Relativierung der Konzepte des »neuen Sozialisationstyps«, der Postadoleszenz und des Wertwandels vgl. Baethge u.a. 1983.
- 2 Die wiedergegebenen Äußerungen wurden unmittelbar nach der Situation aus dem Gedächtnis protokolliert.
- 3 Zoll u.a. (1989, S. 84 f.) haben auf die veränderten Relevanzen des Spaß auch für die Arbeitspräferenzen heutiger Jugendlicher hingewiesen: Weil vielen eine Arbeit, die ihnen Spaß machen könnte, von vornherein unerreichbar erscheint, wollen sie wenigstens Spaß *bei* der Arbeit haben.
- 4 Man denke hier etwa an dreißigjährige »Kids« bei Rockkonzerten oder die Selbstverkleinerung von Studenten zu »Studis«, die ihre Professoren bitten, doch etwas mehr auf ihre Betroffenheit einzugehen.
- 5 Zur »Reinvestition in Routine« als Verarbeitungsmuster leerlaufenden Protests vgl. Cohen/Taylor 1977, S. 41 ff.

- 6 Das Entstehungs- und Konservierungsmilieu dieses Erwachsenentyps hat Hartung (1978) in seinem Aufsatz über die langandauernde Jugend im linken Getto treffend beschrieben. Sein Auftreten ist aber längst nicht mehr auf diese Szene beschränkt. Er ist, mehr oder weniger ausgeprägt, heute in den verschiedensten Gesellschaftsbereichen, am häufigsten sicher im Ausbildungssystem, anzutreffen. Obwohl er selbst zumeist der Mittelschicht angehört, sind auch Arbeiterjugendliche keineswegs selten mit ihm konfrontiert, etwa als Lehrer oder Sozialarbeiter. Insofern wäre es falsch, die Bedeutung dieser Bezugsgruppe als Kontrastfolie der eigenen Selbstdefinition nur auf Mittelschicht-Jugendliche einzuzugrenzen. – Die meines Erachtens beste Darstellung der Mentalitätsgeschichte der 68er-Generation findet sich, gerade in diesen figurativen Bezügen, in den einschlägigen SPIEGEL-Reportagen Jürgen Leinemanns (vgl. Spiegel-Spezial 1988, S. 59 ff.); zur gesellschaftlichen Ausbreitung und Quasi-Verallgemeinerung der Haltungen von '68 vgl. Bude/Kohli 1989.
- 7 Ob er damit Recht oder Unrecht hat, ist freilich, unabhängig vom Beziehungssinn, stets eine empirische Frage. Zur These einer »gesteigerten Situativität« der neuen sozialen Bewegungen vgl. Paris 1989.
- 8 Nirgendwo ist dieser Mechanismus der Adressatenverschiebung besser auf den Begriff gebracht als in Erich Frieds Gedicht *Anleitung zur Erhaltung der Schlagkraft*: »Feinde / sind zu weit entfernt / und meistens / zu gut gesichert // Drum ernenne Freunde / zu Feinden / und schlage ihnen / die Fresse ein // Machst du sie dadurch / erfolgreich / zu Gegnern / so kannst du dich rühmen: // Ich war der erste / der aufstand / und losschlug / im Kampf gegen sie« (Fried 1976, S. 42).
- 9 Eine wichtige Ausnahme ist die Studie von Willis (1979), die die Herausbildung eines bestimmten oppositionellen Verhaltensstils einer Gruppe von (Haupt-)Schülern (*lads*) als subkulturelle Reaktionsweise auf das grundlegende Tauschparadigma des Unterrichts (Wissen gegen Unterordnung) und damit zugleich als kulturelle Selbstvorbereitung für die spätere Übernahme körperlich belastender und dequalifizierter Berufspositionen interpretiert. Gerade die sozialintegrativen Effekte des rebellischen Stils der *lads* werden dabei vorzüglich herausgearbeitet.
- 10 So konnte die Commerzbank 1990 für ihre 900 Ausbildungsplätze unter 40.000 Kandidaten wählen. Vgl. DIE ZEIT vom 23.3.1990, S. 35.
- 11 Sicher hat hierzu entscheidend auch die Vervielfältigung der Wahl- und Kombinationsmöglichkeiten von Fächern im reformierten Kurssystem der gymnasialen Oberstufe und an Gesamtschulen beigetragen. In dem gut gemeinten (und grundsätzlich ja auch sinnvollen) Bestreben, den Schülern die Gelegenheit zu geben, diejenigen Fächer abzuwählen, »die sie später ohnehin nicht brauchen«, steckte eben umgekehrt für die Schüler der institutionell auferlegte Zwang, sich nun frühzeitig überlegen und darüber entscheiden zu müssen, was sie denn später brauchen würden und was nicht. Insofern ist dieser Qualifizierungsdiskurs auch Folge einer allzu direkten Vorstellung von »Berufsorientierung«, wie sie bei vielen Vorschlägen und Programmen der Bildungsreform Pate gestanden hat.
- 12 Zum Bedeutungswandel des Sports unter diesem Aspekt vgl. von Krockow 1985.
- 13 Vgl. hierzu auch die methodologische Charakterisierung des Bourdieu'schen Habitusbegriffs bei Hahn 1989, S. 169. Die Nähe zur strukturalistischen Linguistik, insbesondere zum Kompetenzbegriff Chomskys, ist offensichtlich.
- 14 Ich schließe hier an einige Überlegungen an, die auf dem Berliner Soziologentag 1979 unter dem Stichwort der »latenten Biographie« von Arbeiterjugendlichen vorgetragen wurden. Vgl. Honneth u.a. 1979.
- 15 »Reife ist die Fähigkeit, das Rechte auch dann zu tun, wenn es die Eltern empfohlen haben« (Watzlawick 1983, S.20).
- 16 So waren in der SHELL-Untersuchung über Jugendliche und Erwachsene (1985) nicht nur 88 % der befragten Jugendlichen, sondern auch 76 % der Erwachsenen der Meinung, daß sie, die Erwachsenen, von den heutigen Jugendlichen etwas lernen könnten (Bd. 1, S. 74).
- 17 Vgl. Rosenmayr 1986, S. 60 ff. – Rosenmayr verweist in diesem Zusammenhang auf eine repräsentative französische Untersuchung über die Gegenwart und Zukunft der Ehe (Sullerot 1984), die den bezeichnenden Titel trägt: »Pour le meilleur et sans le pire« (In guten, aber nicht in schlechten Tagen).
- 18 Dies gilt, spiegelverkehrt, natürlich auch für die Etikette der Protestszenen.
- 19 Diesen Aspekt ignoriert z.B. Metzger (1989) in ihrer Interpretation des neuen Konservatismus junger Frauen.
- 20 Zitiert nach ZITTY 3/1990, S. 70.
- 21 Die Lebensstil-Orientierungen, von denen hier die Rede ist, unterscheiden sich von den oben dis-

- kutierten Subkulturstilen dadurch, daß sie, auch im Bewußtsein der Jugendlichen, grundsätzlich nicht auf Jugendliche beschränkt sind. Während die Subkulturen den Bruch und die Abgrenzung von der Erwachsenenwelt akzentuieren, wird über die Orientierung an Lebensstilen eher ein fließender Übergang vom Jugendlichen zum jungen Erwachsenen eingeleitet, also gerade eine biographische Kontinuität konstruiert.
- 22 Zum theoretischen und methodologischen Potential des Lebensstilbegriffs für die Ungleichheitsforschung vgl. ausführlich Müller 1989.
- 23 An dieser Stelle ist ein verbreitetes Mißverständnis zurückzuweisen, nämlich die Vorstellung, die Gültigkeit des Konzepts »Klassenkultur« sei empirisch an die Existenz und den Fortbestand klassenhomogener Milieus gebunden. Das ist unzutreffend. Klassenkulturen sind, so wie die englischen Autoren dieses Konzept eingeführt haben, relativ fixe und zugleich variable Deutungsfolien für klassenspezifische Dauererfahrungen, sie stellen eine Grammatik bereit, in der unterschiedliche und ungerechte Verteilungen von Lebenschancen, wie sie mit der sozioökonomischen Reproduktion von *Klassenlagen* gesetzt sind, kognitiv-affektiv interpretiert und biographisch verarbeitet werden. Nicht der Humus intakter Klassenmilieus, sondern die durch eine ökonomische Produktionsweise sozialstrukturell generierten Klassenlagen bezeichnen die empirische Grundlage dieses Konzepts, und die englischen Untersuchungen zeigen ja gerade, daß klassenkulturelle Deutungsmuster vor allem dann aktualisiert werden, wenn die klassenhomogenen Milieus zerfallen.
- 24 Hierin liegt auch die Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis dieser Argumentation zum Konzept der »latenten Biographie« (vgl. Anm.14). Die allgemeine theoretische Grundüberlegung war die, daß in den kulturellen Traditionen und Alltagsinterpretationen sozialer Klassen gewissermaßen implizite Persönlichkeitsentwürfe vorgedacht sind, die dann, wenn sie sich in die Selbstwahrnehmung der Jugendlichen einlagern, die individuelle Ausgestaltung der Biographie gleichsam von innen heraus steuern und sinnhaft vorstrukturieren. Von diesem Denkansatz her wäre die Orientierung an einem konkreten Lebensstil vermutlich dann besonders stabil, wenn sie sich mit den Relevanzen der klassenkulturell nahegelegten »latenten Biographie« sozusagen verbünden, auf diesen auflasten würde; sie wäre umgekehrt eher labil, wenn sie als kulturelle *Wahl* auch psychisch gegen die immer schon mitgegebenen Deutungsangebote des eigenen Herkunftsmilieus durchgesetzt werden müßte. Dennoch wird diese letztere Konstellation besonders in der Arbeiterklasse keineswegs selten sein, kann sie sich dort doch auf eine starke kulturelle Unterströmung, auf verdeckte Dispositionen von Selbsterniedrigung und sozialer Scham stützen (vgl. Sennett/Cobb 1977), durch die vielen individuellen Versuchen, dem eigenen Herkunftsmilieu um beinahe jeden Preis zu entinnen, ständige neue Nahrung zugeführt wird. Doch auch in diesen Fällen wird die Widerlegung, die dezidierte Verneinung der »latenten Biographie« durch den anderen Lebensstil am Ende nur dann wirklich durchgehalten werden können, wenn sie letztlich erfolgreich ist, wenn der anvisierte soziale Aufstieg gelingt und das Klassenmilieu auf Dauer gewechselt wird.

Literatur

- Arendt, H. (1970): *Macht und Gewalt*, München.
- Baethge, M. (1985): Individualisierung als Hoffnung und als Verhängnis, in: *Soziale Welt* 36, S. 299-312.
- Ders., H. Schomburg, U. Voskamp (1983): *Jugend und Krise* – Krise aktueller Jugendforschung, Frankfurt a.M.
- Ders., u.a. (1988): *Jugend: Arbeit und Identität*. Lebensperspektiven und Interessenorientierungen von Jugendlichen, Opladen.
- Beck, U. (1986): *Risikogesellschaft*. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a.M.
- Beck-Gernsheim, E. (1986): Von der Liebe zur Beziehung?, in: J. Berger (Hrsg.): *Die Moderne – Kontinuitäten und Zäsuren*, *Soziale Welt Sonderband* 4, Göttingen, S. 209-233.
- Berking, H., S. Neckel (1986): Der alltägliche Protest gegen das Allgemeine, in: *Merkur*, Heft 451/52, S. 875-879.
- Bourdieu, P. (1982): *Die feinen Unterschiede*. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a.M.

- Bude, H., M. Kohli (1989): Die Normalisierung der Kritik, in: Dies. (Hrsg.): *Radikalisierte Aufklärung. Studentenbewegung und Soziologie in Berlin 1965 bis 1970*, München, S. 17-42.
- Clarke, J., u.a. (1979): *Jugendkultur als Widerstand*. Milieus, Rituale, Provokationen, Frankfurt a.M.
- Cohen, Ph. (1986): Die Jugendfrage überdenken, in: R. Lindner, H.H. Wiebe (Hrsg.): *Verborgten im Licht*. Neues zur Jugendfrage, Frankfurt a.M., S. 22-97.
- Cohen, St., L. Taylor (1977): *Ausbruchversuche*. Identität und Widerstand in der modernen Lebenswelt, Frankfurt a.M.
- Fried, E. (1976): *Die Beine der größeren Lügen! Unter Nebenfeinden! Gegengift*. Drei Gedichtsammlungen, Berlin.
- Hahn, A. (1989): Rezension von Pierre Bourdieu: Sozialer Sinn, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 41, S. 168-170.
- Hartung, K. (1978): Über die langandauernde Jugend im linken Getto, in: *Kursbuch*, Heft 54, S. 174-188.
- Honneth, A., B. Mahnkopf, R. Paris (1979): Zur »latenten Biographie« von Arbeiterjugendlichen, in: R. Mackensen, F. Sagebiel (Hrsg.): *Soziologische Analysen*. Referate aus den Veranstaltungen beim 19. Deutschen Soziologentag, Berlin, S. 930-939.
- Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.) (1981): *Jugend'81*. Lebensentwürfe, Alltagskulturen, Zukunftsbilder, 2. Bd., Hamburg.
- Dass. (1985): *Jugendliche und Erwachsene '85*. Generationen im Vergleich, 5 Bd., Opladen.
- Krockow, C.G. (1985): Perspektiven des Sports im gesellschaftlichen Wertewandel, in: W. Buss, A. Krüger (Hrsg.): *Sportgeschichte: Traditionspflege und Wertewandel*. Festschrift zum 75. Geburtstag von Wilhelm Henze, Duderstadt, S. 15-20.
- Lindner, R. (1986): Apropos Stil. Einige Anmerkungen zu einem Trend und seinen Folgen, in: Ders., H.H. Wiebe (Hrsg.): *Verborgten im Licht*. Neues zur Jugendfrage, Frankfurt a.M., S. 206-218.
- Luhmann, N. (1987): *Soziale Systeme*, Frankfurt a.M.
- Metzger, D. (1989): Emanzen sind doof. Der neue Konservatismus junger Frauen, in: Frauen. Thema: Lebensformen, *Psychologie heute Spezial*, S. 42-45.
- Müller, H.P. (1989): Lebensstile. Ein neues Paradigma der Differenzierungs- und Ungleichheitsforschung?, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 41, S. 53-71.
- Paris, R. (1989): Situative Bewegung. Moderne Protestmentalität und politisches Engagement, in: *Leviathan* 17, S. 322-336.
- Rosenmayr, L. (1986): Über Familie in den Strukturumbrüchen heute, in: *Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit* 17. Heft 2-4, S. 48-81.
- Sennett, R. (1983): *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens*. Die Tyrannei der Intimität, Frankfurt a.M.
- Ders., J. Cobb (1977): *The Hidden Injuries of Class*, Cambridge.
- SINUS (1983): *Die verunsicherte Generation*. Jugend und Wertewandel, Opladen.
- Spiegel Spezial* (1988): Die wilden 68er, Hamburg.
- Sullerot, E. (1984): *Pour le meilleur et sans le pire*, Paris.
- Watzlawick, P. (1983): *Anleitung zum Unglücklichsein*, München.
- Willis, P. (1979): *Spaß am Widerstand*. Gegenkultur in der Arbeiterschule, Frankfurt a.M. (engl. Learning to labour. How working class kids get working class jobs, 1977).
- Zoll, R., u.a. (1989): *Nicht so wie unsere Eltern! Ein neues kulturelles Modell?*, Opladen.